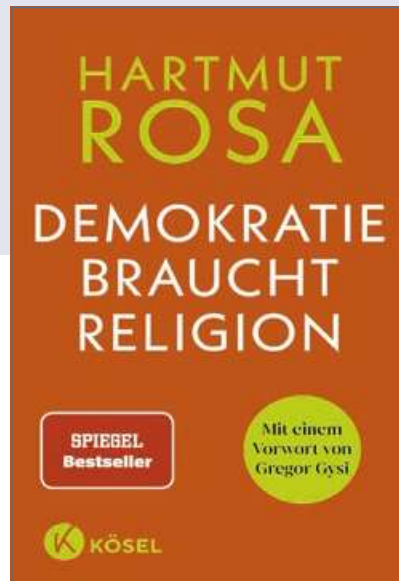


## Braucht Demokratie Religion?

Rosa, Hartmut: *Demokratie braucht Religion. Über ein eigentümliches Resonanzverhältnis. Mit einem Vorwort von Gregor Gysi, München: Kösel-Verlag 2022, 75 S., ISBN 978-3-466-37303-1*

Wie kommt es, dass ein kleines Büchlein mit einem nicht besonders aufregenden Titel monatelang auf den Bestsellerlisten steht? Liegt es daran, dass die Aussage ‚Demokratie braucht Religion‘ so viel spontane Zustimmung im Lesepublikum findet? Oder liegt es umgekehrt daran, dass diese These heute so befremdlich ist, dass sie gerade deshalb auf eine hohe Leserschaft trifft? Oder liegt es am Autor? Schließlich ist Hartmut Rosa, der praktizierende Protestant, einer der erfolgreichsten Gegenwartssoziologen der Bundesrepublik. Oder liegt es an Gregor Gysi, dem Verfasser des Vorwortes, der in Sachen öffentlicher Bekanntheit noch deutlich vor Hartmut Rosa liegt? Wie auch immer: Das Büchlein wartet jedenfalls mit der klaren Botschaft auf, dass die heutige Gesellschaft dringend der Kirchen bedarf; eine Botschaft, die bei vielen Gläubigen wie Balsam für die Seele wirken dürfte.

Der eigentliche Text besteht aus einem Vortrag mit dem Titel ‚Rasender Stillstand?‘, den Rosa beim Würzburger Diözesanempfang 2022 – pandemiebedingt nur online – gehalten hat und dessen mündliche Form beigehalten wurde (17–75). Das knappe Vorwort (9–16) stellt kaum inhaltliche Bezüge zum Text von Rosa her. Stattdessen präsentiert der bekennende Atheist Gysi ein weiteres Mal seine Überzeugung, dass „eben zur Zeit nur die Religionen wirklich in der Lage (sein), grundlegende Moral- und Wertvorstellungen allgemeinverbindlich in der Gesellschaft prägen zu können“ (14). So komme man nicht um-



hin anzuerkennen, dass es gerade die Kirchen und ihre Mitglieder seien, die „Moral- und Wertvorstellungen wie die Achtung der Menschenwürde, Solidarität, Barmherzigkeit durch ihr tägliches Tun leben und vermitteln und im besten Sinne zum Gemeingut machen“ (15). Allerdings: Wenn für diese Werte in einer zunehmend säkularen Gesellschaft wirklich ‚nur‘ die Religionen und die Kirchen einstehen – und niemand sonst, dann gnade uns Gott. Gott sei Dank gibt es aber breite empirische Belege dafür, dass auch religionslose Menschen und Milieus hohe moralische Sensibilitäten und eine nachhaltige Praxis der Achtung der Menschenwürde, der Nächstenliebe und des Engagements für die Armen und Schwachen ausprägen. Gregor Gysi selbst wäre hier als ein Beispiel zu nennen – neben vielen anderen.

Bei Hartmut Rosa geht es um sein bekanntes Konzept der Resonanz. Er beschreibt die Notwendigkeit, aber auch die zunehmenden Schwierigkeiten von Resonanzen und Resonanzerfahrungen

in den Gegenwartsgesellschaften des ‚Rasenden Stillstands‘. Aus sozialstrukturellen Zwängen heraus sei die moderne Gesellschaft genötigt, „sich permanent zu steigern, zu beschleunigen, sich voranzutreiben“ (22); eine irrationale Systemlogik, die „systematisch ein Aggressionsverhältnis zur Welt“ stifte (41): „Wir müssen jedes Jahr schneller laufen, um nicht in den Abgrund, der hinter uns immer schneller, immer näher kommt – nicht zuletzt durch die Klimakrise –, abzustürzen.“ (52 f.) Dabei habe die Gesellschaft längst „den Sinn der Vorwärtsbewegung“ (22) verloren, die individuell wie kollektiv, ökologisch wie ökonomisch, sozial wie kulturell einen enorm hohen Preis erfordere. Sie suche heute „verzweifelt nach einer alternativen Form der Weltbeziehung, des In-der-Welt-Seins“ (27); eine Form, die Rosa auf den Begriff der Resonanz bringt. Resonanz habe vier bestimmende Elemente: eine nicht nur kognitive, sondern auch emotionale *Affizierung* durch etwas neu Erfahrenes; eine aktive und bewusste *Selbstwirksamkeit* des Antwortens auf dieses Neue, d. h. ein „Sich-Öffnen und Etwas-daraus-Machen“ (62); die daraus folgende *Transformation*, in der man „in eine andere Stimmung und auf andere Gedanken“ (62) komme; und schließlich die *Unverfügbarkeit*: Man kann die Resonanzerfahrung „nicht herstellen, kaufen oder erzwingen“ (64).

Über ein besonderes Reservoir für gelingende Resonanzerfahrungen als einer nicht auf Herrschaft, Wachstum und Beschleunigung zielenden Weltbeziehung verfügt Rosa zufolge etwa die Musik, aber auch die Religion. Schon als Kind sei er neidisch auf seine katholischen Altersgenossen gewesen, die ein Kreuzzeichen machen oder die Fingerspitzen ins Weihwasser tauchen – und damit eine spe-

zifische Resonanzverbindung „zur Welt und zu einer anderen Welt“ herstellen (69). Aber nicht nur die Frömmigkeitsformen des Katholizismus, sondern auch esoterische religiöse Praktiken stiften für Rosa entsprechende Resonanzerfahrungen, etwa im Umgang mit Edelsteinen und Bachblüten. Diese Praktiken könnten nämlich „einen Sinn dafür geben, dass zwischen dem die Welt umspannenden Äußersten, oder der umgreifenden Realität, dem Kosmos, und unserem Innersten, unserem Schicksal, eine Bezie-

hung besteht, eine Resonanzbeziehung“ (71). Dies sei „der Kern religiösen Denkens“ (71); und in diesem Sinne bestehe auch „die Grundidee“ (71) des Christentums darin, „dass wir in einer Resonanzbeziehung stehen“ (73). Von daher könne „die Antwort auf die Frage, ob die heutige Gesellschaft noch der Kirche oder der Religion bedarf, nur lauten: Ja!“ (74f.)

Ob die ‚Grundidee‘ des Christentums aber wirklich auf dieselben religiösen Resonanzbeziehungen zum Kosmos zielt wie etwa Bachblüten- und Edel-

steintherapien, hätten die Kirchenmitglieder wohl noch näher zu besprechen. Mir scheint, sie sollten sich eher um Resonanzen zur Reich Gottes-Botschaft des Jesus von Nazareth bemühen, statt vorschnell und theologisch unreflektiert auf Resonanzbeziehungen zu heute angesagten religions- und kirchenfreundlichen Soziologien zu setzen; aller Verunsicherung durch die gravierende Kirchenkrise zum Trotz.

*Hermann-Josef Große Kracht,  
Darmstadt*



## Gemeinwohl in der digitalen Welt

*Chris Piallat (Hrsg.), Der Wert der Digitalisierung, Gemeinwohl in der digitalen Welt, Bielefeld: transcript 2021, 437 S., ISBN 978-3-8376-5659-6*

Die digitale Transformation ändert die Art, wie wir leben und arbeiten, radikal. Immer stärker wird deutlich, dass es sich dabei nicht nur um technische Systeme und innovative Dienstleistungen handelt, sondern dass der digitale Epochenbruch neue soziale und politische Fragen aufwirft. Es ist daher naheliegend, der Frage nach dem „Gemeinwohl“ in der digitalen Welt Aufmerksamkeit zu widmen.

Der von Chris Piallat vorgelegte Band präsentiert die Sichtweisen von 25 unterschiedlichen Autorinnen und Autoren. Nach einem einleitenden Teil, der die Frage nach Werten in der Digitalisierung thematisiert (Chris Piallat, Petra Grimm), folgt ein Hauptteil, der einzelne Werte „für eine gemeinwohlorientierte Digitalisierung“ durchdekliniert.

Dabei geht es um Werte wie „Freiheit“ (Ellen Überschär), „Selbstbestimmung“ (Christiane Wooten und Sebastian Müller), „Autonomie“ (Timo Rademacher und Erik Schilling), „Privatheit“ (Nils Leopold) und „Würde“ (Philipp Staab und Dominik Pietron). Schon die Auswahl an Autorinnen und Autoren zeigt einen breiten Fächer von bekannten und weniger bekannten Personen und Perspektiven. Das tut dem Band gut, bringt ihn aber



auch ein wenig in die Richtung eines politischen Digitalisierungshandbuchs mit ausgewählten, wesentlichen Stichwörtern.

Dieser offene Handbuchcharakter des Sammelbands drängt sich auch rund um den Zwischentitel „Gerechtigkeit und Gleichheit“ auf. Er behandelt normativ aufgeladenen Aspekte wie Gerechtigkeit (Lorena Jaume-Palasi), Menschenrechte (Eric Hilgendorf), Geschlechtergerechtigkeit (Francesca Schmidt und Nicole Shephard) und Nachhaltigkeit (Tilman Santarius). Einzelne Gesichtspunkte mag dabei jeder und jede Lesende anders gewichten. Wohltuend ist auf

jeden Fall das durchgängig hohe Niveau an digitaler Fachlichkeit, das sich in den Beiträgen spiegelt.

Dies gilt ebenfalls für die demokratiepolitischen Fragen der Digitalität, die unter dem Titel „Demokratie, Zugang und Souveränität“ adressiert werden. Unter dem Titel „Zugang“ beschäftigt sich Christian Stöcker mit der digitalen Öffentlichkeit und Aufmerksamkeit als Ware, während Jutta Pohle und Thorsten Thiel sich dem Konzept der „digitalen Souveränität“ zuwenden (S. 319–340). Sie würdigen den Begriff allerdings vorwiegend unter staatsrechtlicher Sicht und weisen seine Grenzen auf, wenn es um Europa und die EU als Staatenbund eigener Art geht.

Wie im gesamten Band spielen hier die durchaus beachtenswerten Beiträge einer christlich fundierten Sozialethik kaum eine Rolle. Dies gilt beispielsweise für eine weiter gefasste Interpretation des Begriffs der digitalen Souveränität mit Blick auf die einzelne Person, die ja mit ihrer sehr konkreten Menschenwürde im Mittelpunkt des Geschehens stehen sollte (vgl. U. Hemel, Kritik der digitalen Vernunft, Freiburg/Br.: Herder 2020). Andererseits kommt die Spannung zwischen der Souveränität von Staaten und überstaatlichen Organisationen einerseits und der von Individuen im Sammelband anhand eines Zitats zum Ausdruck, der den Beitrag zur Rolle der „Zi-



vilgesellschaft" abschließt (S. 413f). Diese wird dort verstanden als „Summe aller Fähigkeiten und Möglichkeiten von Individuen und Institutionen“ zur Ausübung ihrer Rollen in der digitalen Welt. Es geht dann also doch nicht nur um Staaten, sondern eben um zwei Facetten eines Begriffs.

Die stärker politikwissenschaftliche als im engeren Sinn sozialetische Ausrichtung des Bandes kommt auch im dritten Teil zum Ausdruck, der den Titel „Von der Verantwortungsdiffusion zur Governance“ trägt (S. 343–431). Hier finden sich Beiträge zum „Mehrebenensystem“ (Matthias Kettemann), zum Thema „Governance“ (Stefan Heumann) mit Überlegungen zu einer verbesserten ressortübergreifenden Zusammenarbeit im Staat als einer „lernenden Organisation“ (S. 366), zur Rolle des Rechts (Ulf Buermeyer und Malte Spitz), zu Vielfalt aufgrund von Impulsen der „Zivilgesellschaft“ (Julia Klaiber und Elisa Lindinger) sowie zu „Internationales“ (Tyson Barker) mit Blick auf „geopolitische Diplomatie und die europäische Digitalstrategie“ (S.415–431). Interessanterweise wird die naheliegende Forderung nach einem internationalen Digitalgerichtshof nicht zur Sprache gebracht.

Die Orientierung an „Menschenwürde“ und „Zivilgesellschaft“ liegt im Grunde allen Beiträgen zugrunde. Verwendet wird allerdings ein enger Begriff der Zivilgesellschaft, der sich insbesondere auf bürgerschaftliche Beteiligung und NGOs bezieht und sie vom „Privatsektor“ (vgl. S. 404) und dem Staat abgrenzt. Nicht wahrgenommen wird der vom „Institut für Sozialstrategie“ seit 2009 vorgeschlagene weitere Begriff, der Zivilgesellschaft dort am Werk sieht, wo es weder um das Handeln des Staates noch um das des organisierten Verbrechens geht. Durch diesen weiteren Begriff werden Unternehmen als verantwortliche zivilgesellschaftliche Akteure greifbar. Sie gewinnen dadurch auch begriffliche Kontur, denn zwischen der Macht von Digital-

konzernen und der Ohnmacht der kleinen und mittleren Unternehmen liegen Welten. Und doch muss jeder zivilgesellschaftliche Akteur auf eigene Art und Weise Verantwortung leben und Verantwortung lernen.

Interessanterweise könnten Impulse aus der klassischen christlichen Sozialethik hier durchaus weiterhelfen. Unternehmen und Institutionen haben ja eine subsidiäre Funktion in der Gesellschaft. Dies führt unmittelbar zur Frage von Verantwortung, von zentraler und dezentraler Regelung. Zu fordern ist für Unternehmen beispielsweise digitale Fairness. Der Inhalt dieser Forderung ist freilich gesellschaftlich breit zu diskutieren und steht nicht ein und allemal fest.

In vielen Beiträgen spiegelt sich ein Rückgriff auf europäische Traditionen von Menschenwürde und von Menschenrechten, so auch im Begriff des digitalen Gemeinwohls selbst. Wer dieses freilich definiert und wo mögliche „Definitionsprivilegien“ liegen, wird jedoch nicht klar. Schließlich sind zivilgesellschaftliche Akteure genauso wenig frei von eigenen Interessen wie ganze Staaten. Folglich muss die Frage des digitalen Gemeinwohls übergreifend bearbeitet werden, etwa auf der Grundlage gemeinsamer Werte unterschiedlicher Akteurinnen und Akteure.

„Werte“ freilich werden im Sammelband trotz der sachkundigen Einführung dazu von Petra Grimm (S.55–96) generell stärker vorausgesetzt als präzise definiert. Insbesondere die Quellen normativer Werte und Zielsetzungen werden kaum diskutiert. Die UN-Deklaration der Menschenrechte und vielleicht noch die 17 SDGs bilden allerdings einen unausgesprochenen Wertehintergrund für praktisch alle Beiträge.

Letztlich geht es um einen humanistischen Impuls, der auf die menschliche Person zielt und die zentrale Frage stellt: „Fördert oder hemmt eine digitale Anwendung Menschlichkeit“? Wird dieses Leitmotiv nicht ausgesprochen, kann es

seine Sogwirkung auf gesellschaftliche Praxis und Rechtsprechung nicht entfalten. Dies gilt auch dann, wenn es um ganz unterschiedliche Interpretationen dessen geht, was „Menschlichkeit“ angesichts widersprüchlicher Interessen von Privatpersonen, Unternehmen, Institutionen und Staaten bedeuten soll.

Es ist das Verdienst dieses Sammelbands, auf systematische Art und Weise die verschiedenen Facetten eines digitalen Gemeinwohls zur Sprache zu bringen. Dass hier noch viele Fragen offenbleiben, liegt in der Natur der Sache und der komplexen Thematik. Aus dem Blickwinkel einer christlich fundierten Sozialethik gilt in diesem Zusammenhang ein doppelter Imperativ des Dialogs: Es ist bedauerlich, dass entsprechende Ansätze von den Autoren des Sammelbands allenfalls marginal zur Kenntnis genommen werden. Und es ist bedauerlich, dass christliche Sozialethiker ihre Stimme nicht deutlicher vernehmen lassen, wenn es um Fragen des digitalen Gemeinwohls geht.

Schließlich basieren beide Begriffe, Gemeinwohl und Menschenwürde, historisch in mancherlei Hinsicht auf Konzepten der christlichen Tradition. Denn im Mittelpunkt des Handelns steht die einzelne Person, in ihrer Wechselbeziehung zum breit zu diskutierenden Gemeinwohl inklusive der im Sammelband bedauerlicherweise ausgesparten Themen „digitale Teilhabe“ und „digitale Bildung“.

Dass digitale Bildung und digitale Teilhabe beim Nachdenken über digitales Gemeinwohl mitberücksichtigt werden sollten, versteht sich von selbst, auch wenn „Gemeinwohl“ in einer säkularen Gesellschaft nicht in genereller Art und Weise theologisch aufgeladen werden kann.

Den wechselseitigen Gesprächsbedarf auf der Suche nach dem digitalen Gemeinwohl der Zukunft besser als bisher aufzugreifen, das bleibt folglich ein Dilemma der Zukunft.

*Ulrich Hemel, Tübingen*